

che Aufzeichnung hervorging, durchklingen hört. Daß Stier dies fast mehr noch als seinem Vorbild Buber gelang, verleiht seiner Übersetzungsleistung einen überragenden Rang, der zusätzlich durch ihre gesteigerte Texttreue bestätigt wird. So lautet der weihnachtliche Engelgesang in seiner Fassung: „Herrlichkeit Gott: in den Höhen! Und auf Erden: Friede den Menschen seines Gefallens!“ (Lk 2, 14), und die an die „Mühseligen und Beladenen“ gerichtete Einladung Jesu: „Heran zu mir alle, ihr Mühenden und Überbürdeten: Ich werde euch aufatmen lassen“ (Mt 11, 28). Auch wird man dieser Übersetzung dafür zu danken wissen, daß sie die Handgriffe des barmherzigen Samariters in ihrer unlogischen Atemlosigkeit beläßt, anstatt sie, wie es sogar in der Einheitsübersetzung geschieht, im Sinn platter Richtigkeit zu korrigieren: „Er trat hinzu, verband seine Wunden und goß Öl und Wein darauf“ (Lk 10, 34).

Indessen liegen auf dem Werk auch unübersehbare Schatten, die vor allem die Wiedergabe der Schlüsselworte betreffen. Im Bestreben, die alttestamentlichen Rückbezüge herauszustellen, verdunkelt die Übersetzung gerade an diesen entscheidenden Stellen die Neuheit der Jesusbotschaft. So setzt „Königtum Gottes“ einen Akzent, der die Botschaft Jesu von dem in ihm und seinem Heilswirken anbrechenden Gottesreich im Sinn alttestamentlicher Vorstellungen verfremdet. Und mag es noch angehen, wenn in den Seligpreisungen den „aus dem Geiste Armen“ das „Königtum des Himmels“ zugesichert wird (Mt 5, 3), so schon nicht mehr, wenn es im Vaterunser heißt: „Dein Königtum komme“ (Mt 6, 10; Lk 11, 2); und vollends versagt diese Wiedergabe, wenn die vom Reich Gottes handelnde Römerstelle lautet: „Das Königtum Gottes ist ja nicht Speise und Trank, sondern Gerechtigkeit

und Friede und Freude im heiligen Geist“ (14, 17). Doch noch weniger ist es zulässig, den Titelnamen Christus auch dort, wo in ihm unverkennbar das christliche Bekenntnis durchklingt, „konsequent“ (576) mit „Messias“ wiederzugeben. Dann lautet das zentrale Bekenntnis des Galaterbriefs: „Mit dem Messias bin ich zusammengekreuzigt. Ich lebe – aber nicht mehr als ich; es lebt in Eins mit mir der Messias“ (Gal 2, 19f.). Dann versichert Paulus, daß er, selbst wenn er „je den Messias dem Fleisch nach gekannt haben“ sollte, er ihn jetzt so nicht mehr kenne (2 Kor 5, 16). Und dann wird aus dem großen Zeugnis des Kolosserbriefs „Christus in euch – die Hoffnung auf die Herrlichkeit“ (1, 27) die abschwächende Feststellung, „daß nämlich der Messias unter euch die Hoffnung auf die Herrlichkeit ist“. Wenn schließlich sogar der große Hymnus auf die alles überwindende Liebe Gottes diese nicht in Christus Jesus, sondern „im Messias Jesus“ aufscheinen läßt (Röm 8, 29), ist definitiv die Frage der Identität des Christentums tangiert.

Denn so sehr es einer verbreiteten Neigung entspricht, das Christentum im Horizont des „Glaubens des Propheten“ zu sehen, kommt es heute jedoch weit mehr darauf an, den revolutionären Umbruch deutlich zu machen, den Jesus in der Religionsgeschichte der Menschheit herbeiführte. Deshalb ist der Titel „Christus“, der sich dazu in Form einer doxologischen Abbréviatur bekennt, gerade auch für eine Übersetzung unentbehrlich, die alle im Text mitschwingenden Stimmen hörbar zu machen sucht. *Eugen Biser*

¹ Das Neue Testament. Übers. v. Fridolin Stier. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Eleonore Beck, Gabriele Miller und Eugen Sitarz. München, Düsseldorf: Kösel, Patmos 1989. 580 S. Lw. 19,80.

Missionsreisen nach Tibet

Nachdem durch die neuen Entdeckungen seit dem 15. Jahrhundert das Christentum überraschend mit der bisher unbekannten Tatsache konfrontiert wurde, daß es nicht nur einige heidnische und moslemische Länder am Rande der

Welt gäbe, sondern daß die Mehrzahl der Menschheit noch nicht christlich war, setzte ein enormer Missionsimpuls ein. Nun galt es, durch Massentaufen und Massenbekehrungen in Eile diese Völker dem ewigen Verderben zu entrei-

ßen. Dieser Impuls leitete zweifellos Matteo Ricci bei seiner spektakulären Chinamission. Der gleiche Impuls dürfte auch einen anderen Jesuitenpater, António de Andrade (1580–1634), bestimmt haben, mit 44 Jahren seine angesehene Position als Oberer der Mission im indischen Agra aufzugeben, um 1624 zu seiner ersten Missionsreise nach Tibet aufzubrechen. Äußerlich war freilich diese Reise anders motiviert: Sie war durch das Gerücht angeregt worden, in Tibet lebten Christen. Es fußte auf Berichten von Reisenden, die auf Ähnlichkeiten zwischen den christlichen und den tibetischen Kulthandlungen verwiesen hatten.

Die Voraussetzungen für ein Gelingen waren freilich bei de Andrade noch schwieriger als bei Ricci: Nicht nur, daß ihm die notwendigen Sprachkenntnisse fehlten; er mußte auch unvorstellbare körperliche Strapazen auf sich nehmen, um sein Ziel zu erreichen: Tsaparang, die Hauptstadt des westtibetischen Königreichs Guge, das damals etwa 5000 Einwohner gezählt haben dürfte. Dank seiner Willenskraft überwand er zusammen mit dem Laienbruder Manuel Marquez dennoch alle Fährnisse, Kälte, Hunger und Höhenkrankheit und erreichte Guge, nachdem er als erster Europäer die Himalayakette von Süden her überwunden hatte. Ähnlich unglaublich scheint auf den ersten Blick, daß er in kürzester Zeit in ein freundschaftliches Verhältnis zu dem dortigen König Thi Tashi Dagpa kam. Dennoch kehrte de Andrade nach nur einem Monat Aufenthalt nach Agra zurück, da er seine Reise ohne ausdrückliche Genehmigung seiner Oberen angetreten hatte. 1625 reiste er jedoch unter günstigeren Reisebedingungen wieder nach Tsaparang und blieb dort bis 1630. Dann wurde er abberufen, offenbar weil er im Sinn der genannten Missionsvorstellungen nicht genügend Erfolg hatte. Dies geschah, obwohl sich seine Beziehung zum Königshaus weiter intensiviert und er mit Hilfe von Thi Tashi Dagpa sogar eine Kirche errichten konnte.

Nach seiner Rückkehr nach Indien wurde de Andrade bis zu seinem Tod Ankläger der Inquisition. 1634 hat ihn dann – offenbar im Zusammenhang mit dieser Funktion – ein zum Christentum bekehrter ehemaliger Mohammedaner vergiftet.

Über seine beiden Reisen hat de Andrade seinen Vorgesetzten zwei ausführliche Berichte zukommen lassen. Sie erregten wegen des Themas und der Lebendigkeit der Darstellung alsbald große Aufmerksamkeit und wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Später gerieten sie jedoch weitgehend in Vergessenheit, bis Sven Hedin wieder auf sie aufmerksam machte.

Es ist ein großes Verdienst des Neurologieprofessors und renommierten Tibetkenners Jürgen C. Aschoff, daß er die beiden Berichte de Andrades sorgfältig ediert der Öffentlichkeit zugänglich macht¹. Sie vermitteln nicht nur ein lebendiges Bild der Abenteuer de Andrades, sondern vor allem seiner Vorstellungswelt. Obwohl er von den menschlichen Qualitäten der Bewohner seines Gastlands tief beeindruckt war, stand er ihrem Glauben verständnislos gegenüber. Anders als etwa 100 Jahre später Ippolito Desideri – ein anderer Jesuit, der als erster eine Missionsstation in Lhasa errichtete – suchte de Andrade nicht, innere Widersprüche des Lamaismus aufzudecken, sondern begnügte sich damit, diesen lächerlich zu machen und im übrigen aus ihm so weit wie möglich einen scheinbaren impliziten christlichen Sinn herauszuspüren.

Deutlich wird aber auch, wie de Andrade – teilweise offenbar ohne es selber zu merken – im Zentrum diplomatischer Spiele steht, so wenn er wichtige Tatsachen tendenziös verschweigt, vermutlich um nicht selber in den Ruch der Häresie zu geraten, oder wenn er mit seinen Vorstellungen den Interessen des Königs dient. Dieser, in zahlreiche Lokalkriege verwickelt, nahm bereitwillig de Andrades Argumente gegen die buddhistische Gewaltlosigkeit auf. Dies alles wird kundig von Hugues Didier in einem ergänzenden Beitrag analysiert, der sich auf die römischen Archive der Gesellschaft Jesu stützt.

Bald nach de Andrades Fortgang ist Tsaparang zerstört worden. Die wenigen Europäer, die später dorthin kamen, konnten von einer christlichen Kirche keine Spur mehr finden. Auch die Horden der chinesischen Kulturrevolution haben sich an den Kunstwerken Tsaparangs vergiffen, die zum Schönsten und Tiefgründigsten der buddhistischen Kunst gehören. António de Andrade erwähnt sie in seinen Berichten mit keinem Wort.

Seit 1987 ist Tsaparang bis auf weiteres nicht mehr zugänglich, weil sich die chinesische Regierung dessen Restaurierung vorbehalten hat. Wer in Tibet Gelegenheit hatte, die Ergebnisse solcher Anstrengungen zu sehen, betrachtet das mit Sorge. Um so beeindruckender sind die Fotografien Aschoffs, die bei zwei Aufenthalten in Tsaparang 1986 und 1987 aufgenommen wurden.

Werner Huth

¹ Aschoff, Jürgen C.: Tsaparang – Königstadt in Westtibet. Die vollständigen Berichte des Jesuitenpaters António de Andrade und eine Beschreibung vom heutigen Zustand der Klöster. Echting: MC Verlag 1989. 176 S., 52 Farbfotos, 2 Zeittafeln u. 1 Lageskizze. Lw. 68,-.